

An die Leser

Nach erneutem Durchlesen, als Empfehlung...

Liebe Leser!

Was sie in den Händen halten sind Stücke eines noch unfertigen, 25 Jahre hindurch geschriebenen Buches. „Konservative Reform. Klebelsberg, Domanovszky, Szekfü, Hóman, Hajnal“ – so lautet der Titel. Es besteht aus Manuskripten, die sich mit dem schöpferischen Werk von fünf Menschen auseinandersetzen. Ursprünglich waren diese Schriften Bausteine, die sich von Jahr zu Jahr, von Kapitel zu Kapitel zu einer Monographie-Serie zusammenfügen sollten... Der zu erfassende Zeitraum wurde zwischen 1920 und 1990 festgelegt: die Lebenszeit und das Nachleben dieser fünf Menschen – deren Tätigkeit und Werk den Gegenstand, den thematischen Schwerpunkt meiner Schriften und meiner Reden bildete. 1920–1949 waren sie aktive Mitgestalter des zeitgenössischen geistigen Lebens. Ihr Name und ihre Person war nach 1920 mit der Einrichtung des kulturellen und wissenschaftlichen Lebens in Ungarn nach Trianon verbunden; zwischen 1945–1949, in den unmittelbaren Nachjahren des verlorenen Weltkrieges, mit der Grundlegung eines demokratischen Ungarns. Dann kam 1949 und in den Jahren der Proletardiktatur erfolgt ihre Eliminierung aus dem öffentlichen Leben, nach ihrem Tod die Enthebung ihrer Tätigkeit und ihres Wirkens aus dem ungarischen geistigen Erbe. Erst später, zwischen 1968–1990 erfolgt eine stufenweise Wiedereingliederung ihrer Schriften und der von ihnen vertretenen Auffassungen wie auch die Rehabilitierung ihrer Person.

Warum sollen diese Schriften in einen Band eingebunden werden?

1. Als Dokumentation der Rehabilitierung? Mit meinen Schülern als Zielgruppe, denen diese Texte aus ihrer Studentenzzeit aus meinen Seminaren oder aus der Vorbereitungszeit für die Prüfungen bekannt sind? Mitunter auch...

Meine Schüler bereiten meine Schriften über diese große Generation der Kulturpolitik und der Geschichtswissenschaft zur Publikation vor. Zu einen der Forschungsthematiken meiner Jugendzeit. Die „Rehabilitierung“ gehörte – so meine Schüler – zu einem der Momente in der Reihe von Ereignissen des politisch-geistigen Reifens, das schließlich auch zum Systemwandel führte. Die gewählte Reihenfolge lautet: Klebelsberg (1969), Hóman (1969), Szekfü (1970–1974, auch 1983, 1988, 1989), Domanovszky (1977), Hajnal (1987) – die Letzteren waren bereits das Thema meiner an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften gehaltenen „Plenarvorträge“. Jeweils Teile, die sich zu einer Aktionsreihe zusammenfügten und zur Erweiterung des Blickwinkels der dogmatischen Kulturpolitik und des Vergangenheitsverständnisses beitragen sollten. (Dem würde ich noch

hinzufügen: Es ist mir eine besondere Freude, dass es mir als Minister, der seine Ernennung dem „Zufall“ verdankt, vergönnt war den 1949 aus der Akademie ausgegrenzten und zugrunde gerichteten István Hajnal post mortem für den von mir 1989–1990 gegründeten Staatspreis für die Anerkennung wissenschaftlicher Leistungen, den Széchenyi-Preis, nominieren zu dürfen.)

2. Meiner Ehefrau bin ich das schuldig? Mitunter auch...

Selbstverständlich gehört meine Frau auch zu denen, die mich hierzu anregen – allen voran. Sie möchte in einem Zug, in „einem Band“ vereint die Lebensideale unserer Jugendzeit lesen, die unsere Generation, uns beide persönlich damals anspornten: uns, die an das Wissen, an die Kultur glaubende und in diesem Glauben erzogene Generation. Wissen verleiht nicht nur gesellschaftliches Prestige, sondern hebt ein jeden empor in die Welt der gebildeten Menschen. Hier wollten wir unser Leben verbringen. Als Studenten in unserer Muttersprachengemeinschaft und später auch als Weltbürger. Das ist uns auch gelungen. (Ohnehin sind „Leidenschaftskranke“, die sich der Forschung verschrieben haben, selten angenehme Partner in familiären Angelegenheiten. Das trifft besonders auf die Männer zu. Sie sind als Ehemann und als Familienvater eher nachlässig, so sind ihre Ehefrauen im bejahrten Alter abermals berechtigt ihrerseits unumgehbare Wünsche zu artikulieren.) Damals hatte ich noch keine Schüler, die mir wie heute als Mitarbeiter zur Seite stehen; es war somit die Aufgabe der Ehefrau die ersten Abfassungen zu lesen, die Emotionen zu zügeln, die saloppen Sätze straffer zu ziehen. Sie hatte Recht – wenn ich mir die vor dreißig oder vierzig Jahren verfassten Schriften vornehme, dann muss ich ihr wirklich Recht geben –, diese Texte sind vielfach von einer Naivität durchdrungen sowie von dem Glauben daran, dass die Pläne eines längst verstorbenen Kulturpolitiker-Denkens zur Errichtung von Institutionen oder die schriftstellerische Bravour eines Historikers allgemein von Interesse wäre. Und die Naivität, dass die Debatten um die Abstammungsreihe der mittelalterlichen Chroniken in der Literatur- oder Geschichtswissenschaft die Leser des 20.–21. Jahrhunderts stundenlang mitreißen und fesseln würde. Oder wie sie es zu sagen pflegt: „die Geschichte ist einfach interessant, und auch die Person, die sie mit einem individualistischen Zug versieht und schreibt.“ Es geht hier also um Studien über fünf besondere Persönlichkeiten einer längst vergangenen Welt.

3. Das Pflichtbewusstsein des Lehrers? Mitunter auch...

Natürlich auch das uns mittlerweile tief durchdringende Pflichtbewusstsein. Unterricht und Bildung. Zwischen 1976 und 1990 hielt ich an der Universität ein Hauptkolleg über die Geschichte der ungarischen und europäischen Geschichtswissenschaft. Mit starker kulturpolitischer und intellektuellengeschichtlicher Fundierung. (Dazwischen war ich ab 1980 Gründungsmitglied, später fünf Jahre lang Generalsekretär der Historiographischen Kommission des Internationalen Komitees für Geschichtswissenschaft sowie Referent bei zwei Weltkongressen.) Meine Verbundenheit mit diesem Fachgebiet und mit der Lehrtätigkeit lässt sich auf diese zwanzig Jahre zurückführen. Die Historiographie hatte ich nach 1990 abgegeben, bis ich dann 2007 wieder „in den Ring stieg“ als innerhalb der

Europäischen Union der sog. Bologna-Prozess geltend wurde und in der universitären Historiker-Ausbildung als zweisemestriges Hauptfach die Geschichte der Geschichtswissenschaft eingeführt wurde; und während ich bereits Europa-Geschichte unterrichtete, mich der Umwelt- und Naturgeschichte zugewandt hatte, Studien und Vorträge über die Geschichte der Auffassung von der Erde verfasste, erklärte ich mich dennoch bereit einige Semester, bis ich in Ruhestand ging, zu unterrichten. (Ich lasse die Wissenschaftsgeschichte, die Erforschung des massenkulturellen Lebens in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gerne hinter mir. Ich tue das auch deshalb gerne, weil ich mich vergewissern konnte, wie viele sich aus den nachfolgenden Generationen der Geschichte der Wissenschafts- und Kulturpolitik verbunden fühlen. Die Zahl deren, die den Werdegang und das Funktionieren dieser von mannigfachen Schicksalsschlägen – es kam zweimal zum Zusammenbruch des Staatsgefüges, die Nation wurde auseinander gerissen, es erfolgte der soziale Systemwandel – heimgesuchten Intellektuellengeneration erforschen, ihre Werke lesen, ihren Umgang mit Krisen bzw. ihre Techniken und Auffassungen debattieren, wächst immer weiter an. Ihnen wünsche ich besonders viel Vergnügen bei dieser Arbeit! Wenn sie all das mit Leidenschaft und Hingabe tun, dann werden sie ein Leben lang keine Langeweile haben – genauso wie es auch mir niemals langweilig wurde.)

Das „Team“ Klebelsberg, Domanovszky, Szekefi, Hóman und Hajnal bildet eigentlich nur im Rahmen meiner Forschungsthematik eine Mannschaft; der Überblick ihres Lebenswerkes hilft dem Verständnis von der Geschichte des historischen und politischen Denkens in Ungarn zwischen 1920–1949. Und die Geschichte ihrer Rehabilitierung hilft dem Verständnis der Entwicklung des geistigen Denkens bis hin zu den Jahren des Systemwandels. Mir bleibt die Hoffnung, dass ich vielleicht den jüngsten Kollegen nützliche Lektüren in die Hände legen kann. (Aus diesem Grund bat ich meine, mit der Redaktion und den Druckvorbereitungen des Buches betraute Schülerin und Mitarbeiterin, die von mir ausgewählten Abschnitte der in meiner Dokumentensammlung befindlichen Textexzerpten – d. h. eine Auswahl der Schriften von Klebelsberg, Domanovszky, Hóman und Szekefi – den entsprechenden Studien im Band anzufügen wie auch mein Lesetagebuch, die ich während der Lektüre der Schriften von Hajnal aufgezeichnet hatte, und ebenfalls die Textabschnitte aus den Schriften von Hajnal an entsprechender Stelle einzusetzen. Diese waren nämlich früher die Texte, die ich meinen Studenten als Pflichtlektüre zum Lesen gab.) Und ich bat meine Schülerin ebenfalls, meine Schriften, die früher – dem Wunsch der damaligen Herausgeber gemäß – aus dem einen oder anderen Grund ohne Fußnoten publiziert worden waren, mit den jeweilig dazugehörigen und in meiner Dokumentensammlung bis heute aufbewahrten Notizen und Fußnoteneinträge zu ergänzen.

4. Als Einblick in die Natur der Historiker-Profession? Nur so, zum Weiterdenken? Mitunter auch...

Somit sind wir bei einem Thema angelangt, das mir persönlich am Herzen liegt. Seit meiner Studentenzeit beschäftigte mich die wahre Natur meiner Profes-

sion. Die Fragen zur Forschung und Methodologie. Wie lassen sich die unterschiedlichen Arten der Überlieferungen – materielle, schriftliche bzw. mündliche Überlieferungen – als Quelle verwenden? Was dient dem einen oder dem anderen als Quelle? Was soll als primäre Quelle betrachtet werden? Für die klassische Profession der Quellenbewertung und Quellenkritik wurden seit dem 19. Jahrhundert die sog. Hilfswissenschaften entwickelt, aber diese richteten sich ursprünglich an die Mediävistik und wurden entsprechend den Anforderungen dieser angepasst. In unserer Jugendzeit, in den 1960er Jahren erfuhr aber die Forschung der Neuesten Zeit einen wichtigen Aufschwung. Die Forschungen zum 20. Jahrhundert waren es aber auch, die der ungarischen Geschichtswissenschaft in den 1970–1980er Jahren eine vorrangige Stellung sicherten. Hierbei handelte es sich um die Jahrzehnte, in denen die Geschichtswissenschaft bereitwillig die Aufarbeitung der in Folge der zwei Weltkriege entstandenen Traumata auf sich nahm. (Die Geschichtswissenschaft ist aus diesem Grund zwischen 1970–1990 zu einem der „entscheidenden Faktoren“ der weltweiten Wissenschaftlichkeit geworden. Sie gehörte neben Physik und Biologie zu dem, was „big science“ genannt wurde...) Was aber fehlte, waren die methodologischen Grundstudien zur Neuzeit-Forschung. Und was damals allem voran als Wichtigste erachtet wurde: Es gab keine entsprechenden Analysen über das Beziehungsnetzwerk zwischen Geschichtswissenschaft und Politik. Die Neueste Zeit umfasst wohl bemerkt eine Zeitspanne bis hin zur Gegenwart, d. h. sie ist die Vorgeschichte, die unmittelbare Voraussetzung der Politik der Gegenwart. Die im Laufe der Erforschung der Geschichte verlauteten Urteile wirken sich notgedrungen auch auf die Beurteilung der gegenwärtigen Begebenheiten aus. Es handelt sich also dabei um unmittelbare Politik.

Auch ich, der in einem diktatorischen System aufgewachsen war, stellte mir – eben in meinen Studien zu Klebelsberg und Hómann (1969) – die folgende Frage: Wie verhält sich die Geschichtswissenschaft zur Politik? Auf welche Weise beteiligt sich Klebelsberg als Minister an der Gestaltung geschichtswissenschaftlicher Fachprogramme? Nicht zu sprechen von Hómann, der nicht nur Minister, sondern gleichzeitig auch ein angesehener Historiker seiner Zeit war. Und die Suche nach möglichen Antworten war damit noch längst nicht abgeschlossen: Welchen Einfluss hat das schwer auf der Nation lastende Problemfeld (Trianon) auf die Themenwahl innerhalb der Geschichtswissenschaft? Was genau trägt vonseiten der Historiker zur Urteilsbildung bei? Inwieweit haben die herangezogenen Quellen, die Quellenkritik, die Persönlichkeit oder die Ausbildung, gar äußere Einwirkungen einen Einfluss auf die Urteilsbildung der Historiker? Außerdem: Bei der Urteilsbildung der Historiker kommt es immer wieder vor, dass die klare Trennung zwischen dem Erklärungs- und dem Wertungsmoment verloren geht. Der Historiker fühlt sich gezwungenermaßen dazu verpflichtet alles zu erklären, für alles die unterliegenden Gründe und Ursachen anzuführen – das lernt der Historiker während der Ausbildung. Die Frage lautet allerdings, ob der Tatbestand, dass es dem Historiker möglich ist, eine entsprechende Begründung anzuführen, gleichzeitig bedeutet, dass er auch bereit ist das „Resultat“, das in der Vergangen-

heit Geschehene zu rechtfertigen? Oder gar den Delinquenten schlechthin von jeglicher Verantwortung freizusprechen? Oder geht das bereits über die Kompetenz eines Historikers hinaus?

In diesen Schriften hatte ich eine lange Liste von Fragen angeführt – das ist mir beim erneuten Durchlesen gleich aufgefallen. Mich interessierte ebenfalls der Lebensweg dieser „Fünf“, aber nur insoweit, dass sich mir auf Grund ihrer Schicksale die methodologischen Themen auszeichnen würden, und ich die entsprechenden Fragen stellen, diese eventuell sogar beantworten konnte: Nun ja, so ist es um die historische Erkenntnis bestellt... Vielleicht regen eben diese speziellen Eigenarten dieser Schriften, die kommenden Generationen unserer Historikerkollegen zum Weiterdenken an. (Wenn nicht anders, dann so, dass sie oder die Leser eine Gegenmeinung entwickeln...)

Dass ich die Gelegenheit habe, mich diesen fünf Personen erneut zuzuwenden, ist mir eine besondere Freude – gerade jetzt als ich mich aus dem „wissenschaftlichen Großbetrieb“ zurückgezogen habe, denn das ist im Leben eines Menschen auch ein nicht zu unterschätzender Faktor –, vor allem, weil ich von diesen meinen Meistern, die ich persönlich nicht kennenlernen konnte, die wundervollen Handgriffe dieser Profession erlernen durfte. Ich konnte die besonderen Kniffe beim Umgang mit dem Quellengut beobachten, aber auch die von ihnen bei der Erledigung der Kleinarbeit eines Historikers empfundene und die in ihrer Korrespondenz auch vermerkte Freude darüber, wie aus der Grundidee herausgehend mit Hilfe der Forschungsarbeit die einzelnen Feststellungen und Sätze mühsam durchgeknetet und geformt wurden bis sie ihre endgültige Form erhielten oder wie die Qualen des Schreibens ihr Denken, sogar ihre Persönlichkeit prägten. Das war eine ausgezeichnete Schule, ein wundervoller Zeitvertreib, so erzogen zu werden und zu leben bereitete und bereitet bis heute so manchen eine wahre Lebensfreude...

*

Man wendet sich mir mit der folgenden Bitte zu: Ich soll meine Erlebnisse beim heutigen (2014) Neulesen meiner zwischen 1970–1990 verfassten Texte aufzeichnen. Wie sahen die damaligen Lebensbedingungen eines Forschers aus? Welche beruflichen Lebensziele wurden damals individuell verfolgt?

Nun, ich sollte bzw. ich werde mit der „Empfehlung“ von Neuem beginnen müssen... Der Mensch neigt dazu als Autor, als jemand, der das Zeitgeschehen in Echtzeit miterlebt, nicht nachzufühlen, was im Nachhinein als die „Aktualität“ der damaligen Ereignisse apostrophiert wird. Auch ich war hier keine Ausnahme. Mich interessierte es einfach, ich bohrte nicht weiter nach, warum dem so war. Vielleicht auch deshalb nicht – das ist zumindest, was ich heute darüber denke –, weil die Forschung, das Forscher-Dasein eine Leidenschaftskrankheit ist, der Mensch rennt zur eigenen Freude Hals über Kopf ins Archiv oder in die Bibliothek oder setzt sich zum Schreibtisch, diskutiert und debattiert bis spät in die Nacht

mit seinen Protagonisten, befragt sie unermüdlich über das Motiv, den unterschwelligen Grund ihrer Taten und Schriften.

Auch ich habe jahrzehntelang, zwischen 1965–1989, als diese Texte entstanden, so gelebt. Ich verbrachte die meiste Zeit in den Archiven, Bibliotheken bzw. zu Hause in der Bedienstetenkammer, wo mein Schreibtisch stand. Auf den Zetteln, die an die Wand gefestigt waren, standen Sätze wie: *Forschung ist alles, das Ergebnis selber ist irrelevant.* (Nun ja, damals musste man noch nicht Rechenschaft über den Impakt-Faktor ablegen, weder im Forschungsinstitut noch am Lehrstuhl an der Universität...) Später: *Fachkundigkeit und Professionalität an vorderster Stelle* im Forschungsinstitut, im Betrieb, im Handel- bzw. Geschäftsleben und – vielleicht einmal – auch in der Politik. (Wir waren überzeugt, dass die Apparatschik-Politik allein dem Sowjetsystem eigen wäre. Dann, als wir längere Zeit in den westlichen Demokratien verbringen durften, wurde es uns bewusst, dass es dem nicht so war... Und heute achten wir gar nicht mehr darauf... Darauf, inwieweit die Politik fachkundig ist...) *Mich interessierte vor allem die Natur meiner Profession, d. h. die Natur der Geschichtsforschung.* Das ist es, warum ich mich der ungarischen und der europäischen Geschichtsschreibung der vergangenen 100 Jahre zuwandte. Und ich wurde zum bienenhaft fleißigen Besucher der ungarischen und europäischen Bibliotheken, wo ich mich in die Werke meiner Vorgänger stürzte, sowie der Archive, wo ich mich durch den Nachlass, die Notizen und die Korrespondenz meiner Vorgänger durcharbeitete, um meinerseits die eigenen Notizen anzufertigen. Die ich dann sammelte und nach Hause beförderte, um sie in meinem „Bienenstock“ zu deponieren: in den aus Pappe gefertigten Schuhkartons, die auf den von mir eigens zusammengebastelten Bücherregalen in Reih und Glied standen, wo diese Notizen einzeln nach Themen geordnet mit Einmachgummibändern umgebunden waren. Es gab kein Internet – wir mussten alle Detailinformationen im Kopf oder auf den Zetteln, auf denen unsere Notizen aufgezeichnet waren und die in separate Bündel geordnet und gestapelt mit Gummibändern zusammengebunden waren, speichern, und diese Kilo schweren Zettelbündel in unseren voluminösen Aktentaschen überall mitschleppen. Einige Dutzend dieser aus nunmehr vergilbten Zetteln bestehenden, thematisch geordneten Bündel sind noch heute in meinem Besitz – in meiner mehrere laufende Meter langen Akten- und Dokumentensammlung, die gegenwärtig von meinen Schülern katalogisiert und aufgearbeitet wird –, die mich damals nach Wien, München, Mainz, Paris, London, Rom und Moskau begleitet hatten. (Welcher Stapel im Koffer landete, hing davon ab, welchen thematischen Schwerpunkt der Forschungsplan der jeweiligen Reise vorschrieb.) Und die thematisch geordneten Bündel befinden sich auch heute noch in den gleichen Schuhkartons, die damals zum Zwecke der Aufbewahrung der Notizen zettel in den einzelnen Destinationsländern meiner Forschungsreisen beschafft wurden. (Die Kartons hatten allerdings nicht immer Platz in den Koffern und Sporttaschen. Eine Forschungsreise war ja im bescheidenen Maße auch eine „Beschaffungsreise“. Und die erbeuteten „Kleinigkeiten“ mussten auch irgendwo untergebracht werden...)

Ich folgte also den Weg, dem meine Protagonisten – die ungarischen Protagonisten und Kulturpolitiker – damals selber gefolgt waren. Die Erinnerungen sind bis zum heutigen Tag lebendig geblieben. (Denn der Mensch – ich zumindest neige dazu – erinnert sich aus der Jugendzeit nur an das Schöne, und mit dem voranschreitenden Alter werden die Erinnerungsbilder immer lebendiger. Nun ja...) Jetzt, als ich die 1970–1974 in Wien aufgezeichneten Zettel vom Regal nehme, um sie abzustauben – und die Bündel ordnungsgemäß, wie ich das gewohnt bin, mit neuen Gummibändern umbinde – und die Abfassungen meiner früheren Studien erneut durchlese, da wird es mir bewusst: Hastig war ich den Spuren gefolgt, die aus der Korrespondenz und der Dokumentation der Wiener Institute meiner Protagonisten herausgelesen werden konnte, um eben bei dem gleichen, zu Beginn des 20. Jahrhunderts – zu ihren eigenen Lebzeiten – in Wien, Prag und Zagreb entstandenen Beziehungsgeflecht anzukommen wie damals Szekfü, Árpád Károlyi, Domanovszky, Ferenc Eckhart oder István Hajnal als sie schließlich bei den europäischen Bezügen angelangt waren, während sie ihrerseits in Wien die Spuren ihrer Protagonisten aus dem 13.–19. Jahrhundert verfolgten. Ich lief zu Fuß durch die Straßen, die sie damals selber Tag für Tag durchwandert waren. Ich suchte die Stammkneipe Witlitzky der damaligen ungarischen Kolonie auf, zumindest den Ort, wo sie einst gestanden hatte, den an ihrer Stelle befindet sich heute nunmehr ein kleines Geschäft; dann setzte ich mich am Ring ins Café Landtmann, wo sie nach den unzähligen Liter Wein einen Kaffee getrunken hatten, und wo man 1970, aber auch 2014 einen wirklich guten Kaffee serviert bekommt, und wo natürlich 1920 Szekfü seiner späteren Ehefrau begegnet war. Jeden Tag setzte ich mich in der Himmelpfortgasse in das einstige Café von Lueger, und ich bestellte mir einen Grünen Veltliner und einen Debreziner (der nach Meinung von Oszkár Paulinyi schon damals in Wien besser schmeckte als unsere heimische Debreziner-Wurst)... Auf unseren zur Mittags- bzw. Mittagessenszeit unternommenen Spaziergängen mit den Archivaren des Staatsarchivs um den neuen Flügel der Hofburg stellte ich mir vor, mit welcher tiefer Reverenz Szekfü und Eckhart in ihren ersten Jahren in Wien die in Folge der angehenden Bauarbeiten entstehenden Gebäude und schmückende Skulpturen und den Ausbau des letzten Abschnitts der Ringstraße (1910–1913) betrachtet haben mussten. Ich stellte mir vor, wie anders die Welt im Jahre 1914 von hier aus betrachtet gewesen sein musste, aus dem politischen und kulturellen Zentrum eines der führenden Imperien der zeitgenössischen Welt und, nicht zu vergessen, aus einem der Hochburgen ihrer eigenen Profession, der Geschichtsschreibung, wo neben Berlin und Paris die weltweit bedeutendsten Archive, Universitäten und Forschungsinstitute aufzufinden waren. Wie anders alles von hier aus betrachtet aussieht, ganz anders als aus Budapest... (Ähnlich mussten wohl auch die kroatischen, böhmischen, sächsischen und auch die vom Balkan hierher kommenden Beamten empfinden.) Wie sich auch bei mir, dem hinter dem Eisernen Vorhang lebenden jungen *philos*, in der Zeit zwischen 1970–1974 jedes Mal bereits nach der dritten Woche der Blickwinkel, aus dem ich die Welt betrachtete, veränderte und ganz anders wurde als zu Hause... *Hier wurde*

es mir gewahr; wie wichtig es für die kleinen Nationen ist, sich an der Welt zu messen. (Auch dieser Satz stand auf einem der Zettel, der als eine Art kleiner Wandposter mit der Zeit völlig verstaubt an der Wand hing.) Nach Dienstschluss ging man – wie es sich die Staatsarchivare seit Jahrzehnten zur Lebensregel gemacht hatten – „für ein Bier“ ins Gösser. Und hier wurde debattiert, über das Niveau der archivarischen Ordnungssysteme in den österreichischen, ungarischen und europäischen Archiven, über den Verlauf der österreichischen und ungarischen Geschichte in den letzten hundert Jahren, genau wie Szekefü und seine Zeitgenossen – laut ihren aller jüngsten Mitarbeitern und Schülern – es damals mit den österreichischen Kollegen getan hatten. (Bereits in den ersten Jahren gehören zu den heftig diskutierten Themen die gemeinsame Vergangenheit und die unterschiedliche Bewertung der Ereignisse: Von wegen, dass wir, Ungarn, Deutschlands „letzter Verbündeter“ im Zweiten Weltkrieg waren! Das trifft allemal auch auf die Österreicher zu! Und warum sind sie die „ersten Opfer“? Nur weil die Moskauer Deklaration von 1943 sie zum Opfer von Hitlers Deutschland erklärte? Bei uns in Ungarn, dem „letzten Verbündeten“, wurden 1944 zu Beginn der Besatzung die einziehenden Truppen Hitlers nicht freudig empfangen, wie dies 1938 in Österreich der Fall war usw...) Und natürlich übte ich mich abendlich im Lesen der deutschen Kanzleischrift des 18. Jahrhunderts aus den vor Ort in Wien ersteigerten Lehrbüchern für Paläographie und sogar im Nachschreiben der Schriftzeichen – wie vermeintlich auch die Wiener ungarischen Beamten die Schriftkultur der neuhochdeutschen Schriftsprachenreformen erst in Wien erlernt hatten. So verbanden sich in der Auffassung des Historikers über die eigene Nation und die Weltgeschichte die wissenschaftsinternen und die Wissenschaft von außen umgebenden Faktoren – wie auch durch den Quellenbestand, die Themenwahl der Blickwinkel des Forschers erweitert oder eben eingeengt wird, während die im Alltag erfahrenen Eindrücke von der Außenwelt (kulturelles Umfeld, Presse, fachspezifische-politische Diskussionen) das Denken heftig durchkneten. Eindrücke, die die Lebenswelt meiner Protagonisten, Szekefü, Domanovszky, Klebelsberg, Hajnal, zu Beginn des 20. Jahrhunderts und mir meine eigene in den 1970er Jahren vermittelt hatte.

So lebte und erlebte ich mein Forscherdasein in den ersten zwei Jahrzehnten. Das gleiche Leben in München (1972 verbrachte ich drei Monate im Archiv der Kaiser-Wilhelm-, heute Max-Planck-Gesellschaft sitzend, die das erste große unabhängige Forschungsinstitutszentrum der Welt war, hier öffnete ich zum ersten Mal die Aktenpakete des Institutes für Geschichte aus den 1920 Jahren), ein Jahr in Mainz, später in der prachtvollen Bibliothek des Vatikans (1976, hier in der Präsenzbibliothek reihten sich alle Handbücher für Archivistik, Schriftgeschichte und Hilfswissenschaften auf den Regalen und waren mir frei zugänglich, zwischen 10 und 14 Uhr saß ich am Tisch und stand nur selten auf), später verbrachte ich Monate in Moskau (1978), Paris (1980), London (1986). In der Zwischenzeit war ich in den USA, mehrmals in Wien, Berlin, Prag... Es kam ein weiterer Zettel an die Wand der im Budapester Stadtviertel Leopoldstadt (Lipótváros) befindlichen

Bedienstetenkammer: der Grundsatz, der uns aus dem 19. Jahrhundert überliefert worden war, besagt, *nur der bereit ist, die eigene Vergangenheit zu würdigen, hat eine Zukunft, ich dagegen sage immer: Die Vergangenheit ist nur dem beschert, dem eine Gegenwart und eine Zukunft gegönnt ist.* Denn die Vergangenheit muss von jemandem lebendig erhalten werden, und in der Gegenwart sind es wir – die, die Vergangenheit schreiben und die, die das Geschriebene lesen bzw. die Vergangenheit „konsumieren“ –, die hierzu berufen sind. Somit gibt es auf der Welt niemand anderen, der so wichtig wäre wie wir Historiker... Das sehe ich heute natürlich auch ganz anders: Dem verlorenen Krieg folgend und unter fremder Besatzung waren wir es, die die nationale Geschichte lebendig hielten; wir, die Vertreter meiner Profession, spielten eine wahrliche würdigungswerte Rolle bei der Erhaltung der Muttersprachenkultur unseres Fachgebietes, dass diese weitgehend dem Weltstandard entsprechen bzw. diesem gerecht werden sollte, und bei der seelischen Kräftigung unserer nationalen Geschichte und unseres Nationaldasein; und damit, dass wir mit unseren vor internationalem Publikum gehaltenen Vorträgen und Studien den kleinen Kulturen bahnbrechend einen Platz in der Weltgeschichte sichern konnten... Dem sollte ich hinzufügen, dass wir stets wiederkehrend an internationalen Foren verlauteten, dass die Historiker der zuvor unter Besatzung stehenden Staaten mit grundlegender Kleinarbeit den „Durchgang“ zwischen den zwei Weltmächten offen hielten sowie die Kontinuität der Beziehungen inmitten der vom Kalten Krieg geprägten Weltpolitik nicht untergehen ließen. Und doch, gerade wenn ich mir unser Heute und unser Gestern vergleiche, komme ich nur schwer umhin, die Schlussfolgerung ziehen zu müssen, dass wir uns heute vielleicht allzu wenig mit unserer Gegenwart beschäftigen und uns viel zu oft auf unsere historischen „Verdienste“ von gestern berufen... Das alles ist aber nicht mehr meine, sondern die Sache der Anderen...

*

Und noch etwas. Als eine Art post scriptum. In Verbindung mit der Titelvergabe. Zu meiner damaligen Verwendung des Begriffs „konservative Reform“. Genauer gesagt, zum Verhältnis zwischen Revolution und konservativer Reform damals und auch heute noch... So lautete meine Überlegung...

Die Revolution ist der Ausbruch der Krankheit. Die „Krankheit“ ist ein Zustand: eine Störung in der Funktionsfähigkeit des Organismus. Der Auslöser: Es gelangen entweder neue Körper in den Organismus, die sich anderen Ordnungsmustern fügen als diejenigen, die bereits vorher da waren, es bilden sich Konfliktsituationen, es kommt zum Kampf und das Ausfechten diesen Kampfes führt zur Funktionsunfähigkeit, die wiederum in den Ausbruch einer „Revolution“ mündet. Eine solche Funktionsunfähigkeit kann allerdings aus der internen Entwicklung des Organismus resultieren: Die bisherige Proportion zwischen den „Komponenten“ zerfällt in Folge des Veraltens der einzelnen Elemente und daraus entsteht eine Störung in der Funktionsfähigkeit, soz. eine „Entzündung“. Der Lebenszyklus eines Organismus ist eine fortwährende Entstehung und Behebung von Störungen,

meiner Meinung nach bedeutet das die fortwährende Entwicklung. Die neu hinzukommenden Elemente werden von den alten ausgestoßen oder sie lernen mit ihnen zusammenzuleben, die Korrektur der Verschiebung der Proportionen, die systemintern aus dem Veralten der einzelnen Elemente resultieren, erfolgt mit der Neuaufteilung der Funktionen, und der Organismus ist somit wieder funktionsfähig. In beiden Fällen geschieht das um den Preis, dass der gesamte Organismus umgewandelt wird. Nahezu alle sozialen, ethnischen, religionsbezogenen oder politischen Konflikte wie auch ihre Auflösung lassen sich innerhalb dieses Begriffsrahmens beschreiben. Die Bewältigung der kontinuierlichen Impulse von außen und innen, ihre Integration in den Organismus oder ein rechtzeitiges Ausstoßen bilden die Voraussetzung für die Erhaltung der Lebensfähigkeit. Es muss also der Krankheit, der *Störung vorgebeugt werden*. Und es bedarf der kontinuierlichen Selbsterforschung.

Die Geschichtsforschung ist zugleich eine Selbsterforschung. Sie kann uns zeigen, wo bzw. worin die Ursache der in der Gegenwart spürbar gegenwärtigen Konflikte und Interessengegensätze liegt. (Später setzte ich dem noch hinzu: der medizinische Fachbegriff hierfür ist die Diagnostik – das war damals beim Weintrinken in der geselligen Runde mit den Ärzten des Krankenhauses in der Szabolcs Straße in Budapest.) Die politischen Entscheidungsträger, die die Gegenwart gestalten, können anschließend entscheiden, welche Lösung sie wählen, um die Funktionsfähigkeit zu gewährleisten. (Es gibt auch dafür einen medizinischen Fachbegriff, nämlich die Therapie.) Die Krankheit an sich kann als ein sich immer wieder von Neuem wiederholender Erneuerungsprozess verstanden werden, dennoch bleibt es wünschenswert den Ausbruch jeglicher Krankheit zu verhindern. Die *Revolution* ist also weder „gut“ noch „schlecht“, sie ist der *Ausbruch unbehandelte Konflikte*, was überall im Organismus enormen Schaden anrichten kann. (Das war mein Eindruck, auf Grund der Erinnerungen aus meinen Jünglingsjahren von der ungarischen Revolution von 1956 oder von der Studentenrevolte von 1968. In beiden Fällen geschah es einfach instinktiv, dass mir aus den Diskussionen in der Arbeiterwohnsiedlung, im Gymnasium bzw. in denen, die im Eötvös-Kolleg über Paris geführt wurden, eben diese Derbheit und Untauglichkeit in Verbindung mit dem Veralteten in Erinnerung geblieben war.) Man soll die Traditionen nicht erstarren lassen, sondern sie fortwährend neu überprüfen, in Stand halten, wenn erforderlich, bestimmte Teilelemente austauschen. (In meinen Jünglingsjahren arbeitete ich jeden Sommer in der Autofabrik Csepel an einem halbautomatischen Band, bei dem man pausenlos im Rhythmus bleiben musste – so mein Vater zu Beginn meiner Einweisung –, der Band musste rechtzeitig aufgefüllt, die Maschinenteile gewartet und in Stand gesetzt werden. Eine verhaltene, aber emsige Kleinarbeit erfordernde Aufgabe, wovon alles am Band abhing, der Erfolg oder Misserfolg des gesamten, mit dem Bohren und Schleifen des Zylinders zusammenhängenden Arbeitsablaufs. Verantwortung und Pflichtbewusstsein.) So entstand und bahnte sich damals, soweit ich mich erinnern kann, der Ausdruck „konservative Reform“ seinen Weg in meine Begriffswelt. Verhandeln statt sich

(auf dem Spielgrund) gegenseitig zu versprügeln. Wenn jemand (in der Kinderbande) anders denkt und anderer Meinung ist, so kann das sehr wohl von Vorteil sein... Heute sind es Erinnerungen, Erinnerungen von Ereignissen, die vor mehr als einem halben Jahrhundert geschahen... Und all das wird von ganzen Erinnerungsschichten – einer Generation, individueller Schicksale, einer Reihe von Zufällen – überlagert: alles muss fortwährend modernisiert werden, denn wenn nicht fortwährend Reformen eingeleitet werden, dann führt das zur Explosion, zur Revolte und zur Revolution, zur Erneuerung, welche auf den Trümmern der Vernichtung entsteht, oder schlicht weg zur Vernichtung...

Darüber, dass es sich hierbei um die „konservative Reform“ handelt, hielt ich im Eötvös-Kolleg in den 1960er Jahren Ausführungen und später, als junger Autor schrieb ich auch darüber. Das war in der Zeit als chinesische Studenten zu uns nach Ungarn kamen (1964), kurze Zeit später tauchten bei uns an der Universität die maoistischen Neulinken auf, dann die mit Lenin-Abzeichen – und ich erinnerte mich an das tragische Schicksal der ersten, von Euphorie übermannten Gruppe der proletarischen Revolution in Ungarn. 1949–1952: der Höhepunkt weitreichender Ausgrenzungen: noch vor dem Krieg gegen die Juden (1938–1945), dann gegen die Schwaben (1946), später gegen die „Klassengegner“ (1949–1952: die frühere Mittelschicht, die „Kulaken“, die „Arbeiteraristokraten“), und an der Akademie (1949) gegen die, die als „veraltet“ galten. (Es befanden sich unter ihnen die besten Fachwissenschaftler, über die wir bereits damals auf den Korridoren der Universität unterhielten.) Dann kam es zur Konfliktsituation im Karl-Marx-Seminar, immerhin war Marx ein leidenschaftlich-romantischer Verehrer der Revolution, und die Worte flossen mir nur so aus dem Mund, ich sprach über meinen Vergleich mit der Krankheit, und ich führte aus, dass die Lokomotive – Marx sprach wiederkehrend davon, dass die Revolution die „Lokomotive“ der Geschichte sei – nur dann ihren Zweck erfüllt, wenn zahlreiche Waggons an sie angeschlossen sind, in denen Menschen sitzen bzw. die mit Gütern beladen sind, und wenn es eine vernünftige Zielstation gibt... (Bis zum heutigen Tag denke ich ehrwürdig an Marx und Professor Zsigmond zurück, wobei der Letztere mir mit ausdauernder Geduld erklärte – er war ein verbundener und sehr kluger bzw. gebildeter Mann –, warum ich zwar eigentlich Recht hatte, er aber dennoch mit „meinem konservativen Reformkultus“ nicht einverstanden war und meine Meinung nicht teilte. Seitdem habe ich des Öfteren erfahren müssen, dass die Generation vor uns – wenn nicht womöglich auch die gegenwärtige Generation? – mit Vorliebe „revolutionäre“ Veränderungen euphorisch begrüßte und jede Veränderung als notwendigerweise revolutionär und progressiv betrachtete.) Und das bedeutete auch, dass die älteren Kollegen in den 1960er Jahren anlässlich der Festtage in November und April auf dem Korridor im Institut oder beim Weintrinken zum Singen ihrer Proletkult-Lieder anstimmten: „Reinen Tisch macht mit dem Bedränger!“ Abseits stehend schaute ich all dem zu... Ihre Motivation, die in ihrer Jugendzeit begründet war, erschien mir verständlich: Wenn die Hälfte einer Gesellschaft keinen Zugang zum öffentlichen Leben hat und am entfernten Rande der Stadt sowie

in düsteren Dörfern lebt – wie dies vor 1945 war –, dann werden sie kein Gemeinschafts- bzw. Mitgefühl für die andere Hälfte der Nation entwickeln... Die, die bereits in den Jahrzehnten vor 1945 auf diese bestehenden Konfliktsituationen verwiesen, hatten sehr wohl recht. (Das Buch „Három nemzedék“ [Drei Generationen] von Gyula Szekfű suchte ich mir aus der Bibliothek des Kollegs nicht wegen den Kapiteln mit antisemitischen Inhalt heraus, sondern wegen den 1934 angeführten Ergänzungen zum Buch, in denen er beschrieb, in welchen Bereichen in Ungarn während der Horthy-Zeit die Lage höchst angespannt war und kurz davor stand sich zu entladen... Ich bat die Redakteurin des Buches, diesmal die einschlägigen Seiten, die ich meinen Studenten bis heute als Pflichtliteratur zum Lesen gebe, in den Kapitel zu Szekfű einzufügen...) Schlussfolgerung: *Vorbeugung und die Fähigkeit zur Vorbeugung – in der Gesellschaft müssen beide ausgebildet und entwickelt werden. Hinzu kommt noch die Fachkundigkeit*, denn die gute Ausbildung ist eine Grundvoraussetzung, aber auch die entsprechende Gesellschaftsschicht – die Intellektuellen –, die, die Träger dieses Fachwissens bzw. dieser Fachkundigkeit ist. (Und natürlich meine Vorfahren, für die das Jahr mit der Knospenbildung begann, und für die jedes angefertigte Teil, die sie während der Arbeit herstellten, nur dann zur Abgabe geeignet war, wenn sie mit dem Finger darüber streichend nichts mehr daran auszusetzen fanden...) Als junger Forscher, der sich mit der Geschichte der Kultur und mit der historischen Methodologie beschäftigte, suchte ich nach eben solchen Anknüpfungspunkten in der Geschichte der ungarischen Gesellschaft und Europas. Und da fand ich dieses Team...

In der Regierung saßen drei Grafen – unter Anführung von Bethlen (der „Klu-ge“) die zwei Intellektuellen-Grafen: Klebelsberg (der „pragmatische Beamte“) und Miklós Bánffy (der Autor-, Maler-, Musiker-, Theaterregisseur-„Genie“) – sowie die mit der Zeit an die drei Grafen wachsenden Bauernwirtschafter und Sozialdemokraten, die zwar im Parlamentarismus nicht geübt, dennoch hochbegabt waren. (Seitdem halte ich das am 22. Dezember 1921 zwischen der Regierung und den Sozialdemokraten abgeschlossene sog. Bethlen-Peyer Pakt für eine „Rettung der Nation“. Die gegensätzliche Auffassung meines mir in guter Erinnerung verbliebenen Professors zeigt sich an meiner im Prüfungspass aufgezeichneten Note...) Sie waren es, die nach einem verlorenen Krieg, nach dem Auseinanderreißen des historischen Staatsgebietes den Staat von Neuem einrichten mussten; sie waren es, die versuchen mussten mit den alten Nachbarnationen, die nunmehr eigene neue Staaten bildeten, einen neuen Weg in den Beziehungen auszubauen und eine neue Kommunikationskultur im über mehrere hundert Jahre alten und erstarrten gesellschaftlichen Interaktionssystem einzurichten. Ihr diesbezügliches Unterfangen war oft mit Erfolg gekrönt, aber sie waren auch oft zum Scheitern verurteilt. Zu den Erfolgen gehören, dass die gebildeten Bauern und Arbeiter endlich Zugang zum politischen Leben hatten, und es wurde das Fundament eines politischen Verwaltungswesens europäischen Typs für die Nationalkultur geschaffen. Ihr Scheitern war darin begründet, dass sie kein Gefühl dafür ent-

wickelten, dass die auf Grund der sozialen Stellung und der Religionszugehörigkeit erfolgende Ausbildung von gesellschaftlichen Kasten wie auch die Ausgrenzung zu den revolutionären Bewegungen führen würde, die sie eben zu unterbinden versuchten; und zu der Vernichtung menschlicher Leben führen würde, die sie eben bewahren wollten. Während sie sich selber als Meister der konservativen Reformen betrachteten. *Ein schicksalsschweres Team*, so sehe ich sie heute, denn ihr Scheitern, ihre Niederlagen wirkten sich nicht nur auf ihre unmittelbaren Nachfolger, sondern auch auf uns, die Generation des Systemwandels von 1989, aus... Das Netzwerk des Zusammenhalt in der Gesellschaft aufbrechen und neuknüpfen.

Vieles wird mir, dem inzwischen emeritierten Professor, vielleicht eben dadurch mehr verständlich, dass ich all das nun memoirenartig skizziert zu Papier gebracht habe. Jetzt, als ich diese alten Manuskripte erneut durchgelesen habe. Es wird mir ebenfalls jetzt verständlich, warum ich so viel Vergnügen daran gefunden hatte, monatelang in der Manuskriptsammlung über den Nachlass von Károly Tagányi gekrümmt zu sitzen, um die organische Entwicklung der Gesellschaft, die Geschichte der Sitten und Gewohnheiten im Mittelalter zu erforschen; oder warum ich sechs Monate lang nach einem durchgearbeiteten Tag soz. in der zweiten Schicht aber in Form von „Gesellschaftsarbeit“ (heute würde man „Freiwilligenarbeit“ sagen) als Archivist in der Manuskriptsammlung tätig war, um den Nachlass von Bálint Hómann zu ordnen und eigenhändig mit Tinte die Aktenzeichen der Korrespondenz und der Aktenvermerke aufs Pallium zu verzeichnen, aber ich könnte noch lange so fortsetzen...

Vielleicht ist es lehrreich, diese Texte erneut durchzulesen... Noch besser natürlich, wenn es dem nicht so ist, denn das würde bedeuten, dass die ungarischen Gesellschaft eine solche Dokumentation, die der Vorbeugung und des fortwährenden Strebens nach Reformfähigkeit dient, weitgehend entbehren kann, da all das als eine Selbstverständlichkeit zu ihrem natürlichen Alltag gehört.

Sárvár, den 15. März 2014 – am Jahrestag der Revolution

Ferenc Glatz

P. S. Und nun sei ein echtes post scriptum angefügt. Mein Dank gebührt dem Institut für Geschichtswissenschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, dessen Mitarbeiter, nunmehr emeritierter Mitarbeiter, ich seit 45 Jahren bin, und wo diese Texte zustande gekommen sind bzw. wo es mir vergönnt ist, auch heute noch meine Arbeitsgruppe zu leiten und zwar zur Thematik meiner Jugendzeit, zur Wissenschaftsgeschichte.